



Sibylle Lewitscharoff

VON OBEN

Roman Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5102

Unerschrocken befragt Sibylle Lewitscharoff unsere Gottes- und Seinsvorstellung, unsere Wahrnehmung von Ich und Welt, von Leben und Sterben. Ihr unbehauster Erzähler driftet durch den Himmel über Berlin, erscheint mal hier, mal dort, ein stiller Beobachter, Zeuge von Schönerm und Schrecklichem, mit übernatürlicher Hör- und Sehkraft begabt, doch zur Handlungsunfähigkeit verdammt. Seine Erinnerungen sind lückenhaft, seine Zukunft ungewiß. Am Ende dieser kühnen Seelenreise durch das Berlin der Gegenwart, in das Zwischenreich der Lebenden und Toten löst sich jede Ordnung auf: Sie mündet in eine fiebrige Apotheose, die eine überraschende Selbsterkenntnis bereithält. »Sibylle Lewitscharoff arbeitet an einer neuen Verzauberung der Welt, an einer Poetik der Hoffnung in einer von Dauerkrisen erschütterten Spätmoderne.« *Die Presse*

Sibylle Lewitscharoff, geboren 1954 in Stuttgart, studierte Religionswissenschaften in Berlin, wo sie nach längeren Aufenthalten in Buenos Aires und Paris heute lebt. Für ihr literarisches Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, unter anderem mit dem Preis der Leipziger Buchmesse und dem Kleist-Preis sowie dem Georg-Büchner-Preis.

Im suhrkamp taschenbuch erschienen zuletzt *Abraham trifft Ibrahim. Streifzüge durch Bibel und Koran* (zusammen mit Najem Wali) (st 4973), *Geisterstunde. Essays zu Literatur und Kunst* (st 4947), *Das Pfingstwunder*. Roman (st 4841).

Sibylle Lewitscharoff

Von oben

Roman

Suhrkamp

S. 72:

Demon Days, Words & Music by Robert Forster & Grant McLennan,

© Copyright 2008 Domino Songs Ltd.

S. 135-136:

Across the border, Musik & Text: Bruce Springsteen,

© Springsteen Bruce Music/Subverlag:

Universal Music Publishing GmbH.

S. 145-146:

Christian Lehnert, *Mitternacht*, in: Ders., *Cherubinischer Staub*.

Gedichte, Suhrkamp Verlag Berlin 2018, S. 72.

Erste Auflage 2020

suhrkamp taschenbuch 5102

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung einer Collage von Sibylle Lewitscharoff

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47102-9

Von oben

Aber was für ein Unterschied, wenn man tot ist!
Was für ein Aufatmen!

*Joaquim Maria Machado de Assis,
Die nachträglichen Memoiren des Bras Cubas*

Jürgen Trinkewitz
herzlich zugeeignet

Im Gewölk

Vor dem Tod. Nach dem Tod. Das sind zwei grundverschiedene Arten, die eigene Existenz zu erfahren und auf sie zu blicken. Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich bin oben. Seit kurzem. Marode Teile von mir sind unter der Erde, mein versammlungsfähiges Ich, auf das es ankommt, befindet sich oben, wiewohl das Wort *Ich* hierfür kein korrekter Begriff ist. Man kann eine nicht greifbare und nicht sichtbare Wesenheit schwerlich mit einem Wort bezeichnen, das ein körperliches Triumphzeichen aufpflanzt. Das *Ich bin, der ich bin* ist Gott allein in Seiner geballten Seinsgewißheit vorbehalten. Für menschliche, tierische und pflanzliche Geschöpfe kommt es nicht in Frage – erst recht nicht, nachdem sie gestorben oder verwelkt sind.

Mein derzeitiges Schwankgebild mag zwar der Definition enthoben sein, dennoch kann es aus Gründen eingeschliffener Konvention nicht darauf verzichten, von sich als einem Ich zu sprechen. Es geht leider nicht anders. Ich bin immer noch irgendwas oder irgendwer, das oder der zumindest ein klein wenig *ist*. Wie lange mein Aufenthalt in der Höhe nun schon währt, entzieht sich meiner Kenntnis. Allzu lang kann es nicht gewesen sein, denn was ich auf Erden erblicke, unterscheidet sich zwar von dem, was ich einst erfahren habe, weil meine Umschau größer ist als ehemals, aber das Treiben der Personen, die meine Freunde waren, kommt mir bekannt vor. Die Tatsache, daß sie so weitermachen wie bisher, zeigt mir, daß seit meinem Tod nicht viel Zeit verstrichen sein kann.

Es heißt, man müsse die Toten daran hindern, zurückzukehren. Deshalb werden schwere Grabsteine auf ihre Ruhestätten gewuchtet, oder man verfährt entschiedener, verbrennt

sie zu einem Häuflein Asche mit winzigen Knochenstücken, packt den Rest in eine Urne oder verstreut diesen irgendwo, wobei die Japaner mit speziellen Stäbchen in den Resten noch ein bißchen herumstochern und größere Stücke beiseite legen, etwa nach dem Motto: die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen. Exzentrisch ist natürlich die Tradition, den Leichnam auf einen Felsrücken zu legen, damit die Geier sein Fleisch fressen und die Knochen in den Abgrund fallen.

Was von mir übrig ist, steckt nicht in einer Urne und wird auch nicht von Spezialstäbchen sortiert, sondern rottet still vor sich hin in einem schmalen Kerker, ganz allein in seiner Schweigsamkeit – auf dem Schöneberger Friedhof in einem üblichen Grab mit Buchsbaum, etwas Efeu, einem sehr schlichten aufgerichteten Stein, davor zwei kleine rote Kerzenbehälter, in denen keine Kerzen brennen. Kurioserweise liegt da auch eine Trinkschale für Vögel. Zwei Spatzen aus Ton scheinen sich am Wasser zu laben, das sich manchmal darin sammelt. Wer sie dorthin gelegt haben mag? Keine Ahnung. Gerhard bestimmt nicht. Margit und Rudi kommen für so etwas auch nicht in Frage. Vielleicht meine liebe Nachbarin Edeltraut Schäfer, die sich so gern mit Nippes eindeckt? Was da unten liegt, gehört nicht mehr zu mir, es modert, zersetzt sich, bildet kristalline Partikel aus und ist von allen fühlbaren Schikanen befreit. Darüber mag der Himmel in leuchtender Bläue strahlen oder sich in ein sanftes Nachtdunkel hüllen, wer unten liegt, dem kann es gleichgültig sein.

Die Kränze, die es wohl gab, an die ich jedoch keine Erinnerung aufrufen kann, sind schon seit einiger Zeit abgeräumt. Meine Reste liegen in der Nähe von Marlene Dietrich, die mir allerdings zu Lebzeiten nicht viel bedeutet hat, obwohl ich ein passionierter Kinogehrer gewesen bin. Die Diva war mir zu starr, zu hehr, zu kontrolliert und damit zu wenig sexy.

Ich liebte Marilyn Monroe und Lauren Bacall. Ihnen würde ich jetzt nur zu gern begegnen, mit Marilyn herumalbern und mit der Bacall eine Zigarette rauchen. Alles Unfug, ich weiß. Zurück zum Friedhof. Die Knochen und das marode Fleisch liegen nicht weit vom einst in Rumänien geborenen Schriftsteller Oskar Pastior entfernt, dessen Name mir eher Sympathie entlockt als der Name der Dietrich, wiewohl ich ihn nicht persönlich gekannt habe.

Kommen wir auf das Thema Rückkehr zu sprechen: Die Maßnahmen, die gegen unser Wiederauftauchen getroffen werden, sind absoluter Blödsinn. Wir kehren nicht wieder. Weder in Fleisch und Blut noch in Form von Geistgewabere. Gedanklich jedoch schon, zumindest in meinem Fall. Ob das auch auf andere zutrifft, weiß ich nicht, aber es ist anzunehmen, denn ich bin gewiß kein herausragendes Sonderwesen unter den Abermillionen Toten, die sich werweißwo aufhalten.

Nur bis zu einem bestimmten Grad, den ich selbst nicht genau ermessen kann, kann ich sehen. Vielleicht ist die Umschau begrenzt, weil ich meine neuen Möglichkeiten noch nicht alle ausprobiert habe. Sicher ist nur – was mir vor die Augen kommt, nährt sich aus meiner eigenen Bewegung. Wobei es mir, und natürlich auch den anderen Toten, verwehrt ist, das Geschehen auf der Erde direkt zu beeinflussen. In handgreiflicher Form ohnehin, das versteht sich von selbst. Die blödsinnigen Splatterfilmchen mal beiseite gelassen, die sich gern mit fleischfetzenbehangenen Leichen befassen, denen als Gipfel der Idiotie auch noch eine große physische Macht zugetraut wird. Auf die heikle Frage, ob eine Einflußnahme der Toten auf die Gedanken von Lebenden möglich ist, werde ich später zu sprechen kommen. Was von mir übrig ist, kehrt jedenfalls nicht in Fleisch und Blut wieder und wandert auch nicht in eine ekelhafte Schrumpfhaut gehüllt und

mit klappernden Knochen kitschblau beleuchtet umher. Ich röhere nicht, ich kreische nicht, ich hauche keinen todbringenden Atem aus und werfe keinen Schatten an die Wand. Waffen befinden sich nicht in meinen unsichtbaren Händen.

Das alles mag traurig klingen. Im Moment spüre ich jedoch nichts davon. Meine Gefühle sind reduziert. Noch da, aber reduziert. Ein bißchen Neugier ist geblieben. Hie und da treibt sie eine kleine Blüte. Eine umfassende Sättigung durch das Nichts ist demnach nicht eingetreten. Was ich empfinde, was ich denke, ist aus einem hohlen Sein herausgeholt, eine bessere Bezeichnung fällt mir dazu nicht ein. Meiner Neugier sind Grenzen gesetzt. Sie reicht für kurze Beobachtungsintervalle, erschläft dann allerdings, und ich sinke zurück in eine Art Bewußtlosigkeit, die mich willenlos durchs All driften läßt.

Es ist nur eine alte Gewohnheit, von mir als einem *Ich* zu sprechen, ein besseres Wort habe ich dafür leider nicht zur Verfügung. Um mich ein wenig zu wiederholen: In diesem Schlüsselwort der Selbstbehauptung liegt etwas, dem mein Zustand nicht entspricht. Umständlich ausgedrückt müßte von mir als einer flottierenden Wesenheit mit unklaren Konturen gesprochen werden, die keine Laute ausstoßen und niemanden so berühren kann, daß er es merkt, als einer, die das Bewußtsein rasch verliert, es bisweilen erlangt und wieder verliert.

Gott?

Ein heikles Thema, das ich bisher nicht ergründen konnte. Vielleicht ja, vielleicht nein. Hölle? Himmlisches Paradies? Purgatorium? Keiner der drei klassischen Aufbewahrungsorte für Seelen, die aus toten Leibern entwichen sind, habe ich bisher zu sehen bekommen. Schwer zu sagen, wo ich mich befinde, ob meine einsame Drift nur eine vorläufige ist, bis gewisse, mir unbekannte Entscheidungen von hoher Warte aus getroffen werden. Die Einsamkeit setzt mir allerdings zu, liebend gern würde ich mit anderen Toten sprechen, die sich schon länger im Universum befinden. Eine genaue und vielleicht sogar peinigende Selbstbefragung ist mir leider nicht möglich, weil mein vergangenes Leben seltsam wischig an mir vorübergeglitten zu sein scheint, als hätte nicht ich in dieser Fleischhülle gesteckt, sondern ein naher Verwandter von mir. Ein Haufen Lügen über mich selbst wird sich wohl angesammelt haben. Die Erbschaft wohltuender Lügen, die das eigene Leben in einem günstigen Licht aufscheinen lassen, schleppt jeder Mensch mit sich herum. Sobald ich versuche, mich gewisser Erinnerungen zu bemächtigen, sacke ich weg in einen porösen Zustand, und es beginnt ein alptraumhaftes Gelöschtwerden der Bilder.

Mein Name? Warum kann ich mich nicht an meinen Namen erinnern? Er scheint bedeutungslos zu sein, denn ich grüble ihm nicht hinterher. Obwohl ich immer an die Namenshaft geglaubt habe, in der so etwas wie der kondensierte Kern der Persönlichkeit enthalten ist. Jetzt hat sich der Name verloren. Noch kurioser ist allerdings, daß mir die Zuschreibung, ein Mann oder eine Frau gewesen zu sein, momentan ebenso gleichgültig ist. Wohl eher Mann als Frau, aber das bleibt, wie so vieles andere auch, im Ungefähren. Im vorherigen Leben

war es wichtig, da mag ich ein Mann gewesen sein, aber jetzt? Was bedeutet es schon?

Blicke ich auf die Erde hinab und erkenne meine Freunde, ist der Unterschied natürlich klar, aber diese leben ja noch in der ihnen einst zugewiesenen Geschlechtshülle (man verzeihe bitte das umständliche und auch unschöne Wort). Was meinen Namen angeht, könnte ich natürlich den Blick scharfstellen in Richtung der Buchstaben, die auf meinem Grabstein stehen. Warum tue ich es nicht? Warum *will* ich es offenkundig nicht? Schwer zu sagen. Vielleicht erfreue ich mich derzeit an einer gewissen Unbestimmtheit meines Wesens und will die Namenshaft möglichst lange hinauszögern, vielleicht ängstige ich mich davor, mit vollem Namen gerufen zu werden und damit meine Sünden in grellem Licht vorgeführt zu bekommen. Das Ungefähr hat seine Vorteile, aber ich zweifle an dessen Dauer. Das Einhausen in etwas Unbestimmtem kann kein immerwährender Zustand sein. Es wäre zu fade, zu belanglos, vor allem aber zu hoffnungslos.

Vielleicht spricht einzig und allein für mich, daß ich meist redlich versucht habe, mir meine Sünden möglichst lebfrisch vor Augen zu halten. So gut es eben ging. Manch kleinere Sünde mag mir dabei entgangen sein. Die, die zählen, hoffentlich nicht. Gut möglich, daß ich der Selbsttäuschung erliege, ein besonders gründlicher Sündenbohrer gewesen zu sein. Wie auch immer, zu wissen, was man getan hat, heißt jedenfalls noch lange nicht, daß man ähnliches nicht sogleich wieder tut. Diese bittere Erfahrung habe ich mehrmals gemacht.

Woraus bestehen meine Sünden? Aus Geschwätz. Aus so manch übler Nachrede, aus unbezwinglicher Klatschsucht, Selbsterhebung unter dem Deckmantel der Bescheidenheit, mangelnder Hilfeleistung (einzugreifen, wo ich hätte eingreifen können), aus Besserwisserei, ja, auch aus Diebstahl in der Pubertät. Vergessen sei nicht die Mordlust, ausgemalt in boh-

render Schwärze in so gut wie allen Lebenslagen. Wie oft habe ich daran gedacht, mir eine Kalaschnikow zu besorgen und damit jemanden, wie es so kraß heißt, eiskalt, effektiv und ohne Reue *umzunieten*. Natürlich nur Leute, die das verdient hatten, denn ich war ein moderner Robin Hood, ein Rächer der Armen und Geschundenen. Unter dem Phantasiemäntelchen der Gerechtigkeit und unbesiegbaren Stärke tobten sich meine wüsten Begierden aus. Doch womöglich ist mein Sündensumpf viel größer, als ich zu erkennen vermag, gefüllt mit einer schwammigen Sättigung aus Selbstsucht, Überdruß und Weinerlichkeit.

Was von mir übrig ist, denkt ziemlich chaotisch vor sich hin, allerdings nicht mehr aggressiv. Keine Ahnung, weshalb mich jetzt schon wieder das Thema Grab am Wickel hat. Zwar wollte ich immer auf einem normalen Friedhof landen, möglichst ohne allzu viel Gewese, doch vor etlichen Jahren sah ich den Film *Dead Man* von Jim Jarmusch mit Johnny Depp alias William Blake in der Hauptrolle. Kurios. Warum erinnere ich mich plötzlich an all diese Namen, obwohl der Rest meines Gedächtnisses Mühe hat, die simpelsten Dinge zu vergegenwärtigen, die mich früher tagtäglich umgeben haben?

Haargenau kann ich mich an die Filmszene erinnern, in der Blakes Leichnam in ein Kanu gepackt und aufs Meer hinausgeschoben wird, um von sanften Wellen davongetragen zu werden. Mir erschien's als die beste aller möglichen Bestattungsformen, vermutlich aber nur, weil es im Film so schön poetisch aussah. Eine exzellente Schwarzweißaufnahme hat das Zeug zur Verklärung. Das Wellengemurmel konnte man sich gut dazu vorstellen, als das Meer das Kanu mit dem Toten empfing und gehorsam seinem Auftrag nachkam, das Schifflein auf die hohe See zu geleiten. Ein Leichnam, der auf schier unendlichem Wasser, das sich über den gesamten Horizont

spannt, langsam außer Sicht gerät, zieht mit melancholischer Intensität dahin – sanft, sehr sanft, ohne Mastkorb, Segel, Steuerrad und Wimpel, hinaus in die einsame Weite des Ozeans.

Wenn Erdklumpen auf den Sarg fallen oder der Tote in einen höllischen Ofen gefahren wird, kann keine zarte Trauer aufkommen. Aber ich wußte natürlich nur allzu gut: So schön wie in diesem Film, auf so wundersam poetische Weise sich dem Blick der Betrachter entziehend, würde meine eigene Beerdigung niemals sein können. Weil ich kein Indianer bin und auch kein Filmschauspieler. In einem Halbdunkel, über das sich allmählich die Schwärze senkt, lösen sich die letzten unsichtbaren Verankerungen, die mich gerade noch in der Schwebel halten, und ich tauche ab.

Flugmanöver

Imponiert hat mir früher der Tod der Vögel, die einfach vom Himmel, von einem Dach, einem Baum herabfallen oder in der Nische einer Klippe sterben, eingelassen in eine geschrundete Wand, die manchmal wie ein großes Menschengesicht aussieht. Solche Felsgesichter, gespickt mit Vogelnestern, habe ich auf Photographien gesehen. Vögel sind zugleich Todes- und Himmelsboten. Wenn sich Krähen auf dem Dach versammeln, naht der Tod. Wenn Schwalben ihre außerordentlichen Flugkünste am hohen Himmel zeigen, legen sie Zeugnis davon ab, daß eine andere Welt existiert als die, die wir kennen. Weniger schön ist allerdings, wenn ein Vogel verletzt am Boden liegt und von einer Katze erwischt wird, die noch ein Weilchen mit ihm spielt, bis sie ihn erledigt. Bekanntlich gibt es für Menschen und Tiere die grausamsten Todesarten, in die ich mich jetzt nicht hineinversetzen will. Obwohl mein eigener Tod sich in einer undeutlichen Erinnerungsschwebe hält, die sich immer wieder zerlöst und nur bruchstückhaft wieder zusammensetzt, vermute ich, daß er gelinde war, ohne daß mein Leib das Endtheater des Aufbäumens und des Widerstandes inszeniert hätte. Eine ruhigere Todesart paßt besser zu mir, weil mir mit zunehmendem Alter jede Form der Aufsässigkeit und des Krakeels zuwider war. Aber vielleicht täusche ich mich, vielleicht sogar gründlich. In wesentlichen Dingen habe ich mich immer getäuscht. Es beschleicht mich sogar ...

Ruhige Todesart hin oder her, das Gedicht von Dylan Thomas auf den Tod seines Vaters habe ich immer geliebt. Von *Do not go gentle into that good night* kann ich immer noch etliche Zeilen auswendig hersagen:

Do not go gentle into that good night,
Old age should burn and rave at close of day;
Rage, rage against the dying of the light.

Aber hier spricht nicht der Todgeweihte selbst, sondern sein Sohn, der sich gegen das Schicksal des offenkundig geliebten Vaters auflehnt. Natürlich wäre es wunderbar, könnte sich meine Seele unter die Schar der Vögel mischen und mit ihnen über weit entlegene Landstriche hinwegziehen. Manche von ihnen haben witzige Namen, der Kakapo etwa, der allerdings nur in Neuseeland während der Nächte zugange ist. Er kann nicht vom Boden abheben und behilft sich damit, auf Bäume zu klettern und herabzusegeln. Ein so schönes moosgrünes Gefieder wie ein Kakapo zu besitzen, wäre nicht schlecht, aber mein Freund Gerhard Neugereuth, der ein leidenschaftlicher Hobby-Ornithologe ist, hat mir erzählt, sein Schwanz sei vom Schleifen am Boden zerschlissen. Eine Seelendrift in den Lüften wäre also in Kakapoforn leider nicht möglich. Als Albatros vielleicht? Womöglich der aus dem berühmten Gedicht von Samuel Taylor Coleridge, *The Rime of the Ancient Mariner*? Dieser sagenhafte Großvogel, der einem Segelschiff den Weg weist, vom Seemann jedoch getötet wird, worauf eine Geisterschiffahrt durch die Gefilde des Todes beginnt?

Ich sollte damit aufhören, mir vorzustellen, als Vogel unterwegs zu sein. Das können nur die Engländer, sie sind ja weltweit die größten Ornithologen, passionierte Beobachter insbesondere von Seevögeln. Im übrigen wird ein Mensch, der die Einkehr des Todes hinter sich hat, nicht zu einem Tier. Solche Verwandlungsgeschäfte betreibt die Mythologie, die dazu eigens Pavillons mit aufziehenden und wieder abflauenden Brisen erfand, die durch Fensteröffnungen wehen. Zweifellos tut sie es auf zauberischen Dichterwegen, aber ich fühle mich der Wahrheit verpflichtet und kann da nicht mithalten.

Die Wahrheit ist spröde, meine ist simpel: Ich bin einsam in nie gekanntem Ausmaß, aber kann nicht schreien oder mich fluchend bemerklich machen. Tränen werden nicht produziert, es wäre auch ganz unsinnig, denn an einem nicht mehr vorhandenen Gesicht rinnt nichts herab. Allerdings kann ich fliegen, aber nicht mit Hilfe von Schwingen und auch nicht aus eigenem Antrieb, sondern eher im Sinne eines Hin- und Hergewehtwerdens, das mich dahin und dorthin treibt, wobei der Anteil, den mein eigener Wille dabei spielen mag, vermutlich gering ist.

Wenn man es leben nennen will, so lebe ich nur mehr in Gemütszuständen und in einer schwer zu beschreibenden diffusen Form, die es mir ermöglicht, hin und wieder Blicke auf die Erde zu werfen. Diese Sicht ist ganz anders beschaffen als der Normalblick eines lebendigen Menschen. Meine Sehweise kann Mauern mühelos durchdringen, wenn ich unbedingt wollte, könnte ich sogar ins Innere eines menschlichen oder tierischen Körpers schauen, könnte ein Herz zucken sehen und den Weg beobachten, den die Nahrung durch Speiseröhre, Magen und Darm nimmt. Aber diesbezüglich ist meine Neugier begrenzt. Der medizinische Scharfblick hat mich nie interessiert.

Obwohl in meinem jetzigen Zustand bisweilen durchaus von einem Scharfblick gesprochen werden kann. In seltenen Momenten bin ich äußerst wach, fast schmerzhaft wach, dann geben sich meine nicht mehr vorhandenen Augen oder vielmehr das, was von ihnen übriggeblieben ist, gefräßig der Vielfalt des Lebens hin, der ich gerade zufällig begegne. Doch sofort stellt sich ein stechender Schmerz ein, weil mir klar wird, keinen Anteil mehr zu haben an den Handlungen eines Menschen, der auf zwei Beinen herumspaziert, seine Arme und seinen Mund bewegen kann. Manchmal kommt es mir so vor, als würden Leute, die ich beobachte, ihr rühriges Zuhanden-